

„Es war, als ob sich ein leerer Raum um einen bildete“

Wie spricht man mit Schülern über den Holocaust? Das bayerische Kultusministerium arbeitet in enger Kooperation mit Israel an einem neuen Konzept

Von Tina Baier

München/Jerusalem – Die beiden Bilder, die viele deutsche Besucher des Jerusalemer Holocaust-Museums Yad Vashem am meisten schockieren, sehen auf den ersten Blick alles andere als schrecklich aus. Es sind Aufnahmen des jüdischen Fotografen Mendel Grossmann aus dem polnischen Ghetto in Lodz. Auf dem einen ist eine Mutter zu sehen, die ihr Kind füttert; auf dem anderen ein etwa zwölfjähriger Junge, der seiner kleinen Schwester einen Löffel Essen in den Mund schiebt. Wenn Anna Stocker, die viele Lehrer- und Schülergruppen aus Deutschland

„Der Normalfall war, dass die Mutter ihrem Kind das Essen weggenommen hat.“

durch das Museum führt, dann erzählt, dass der Fotograf die Szenen nicht aufgenommen hat, um den Alltag zu dokumentieren, sondern weil sie im Ghetto etwas ganz Besonderes waren, fangen manche Besucher an zu weinen. „Der Normalfall in Lodz war, dass die Mutter ihrem Kind und der Bruder seiner Schwester das Essen weggenommen haben, um selbst zu überleben“, sagt Stocker. Erst in diesem Moment scheinen manche zu begreifen, was es wirklich mit der Judenverfolgung im Dritten Reich auf sich hatte.

Im bayerischen Kultusministerium beschäftigt man sich zurzeit intensiv mit der Frage, wie man mit künftigen Schülergenerationen über den Massenmord an der jüdischen Bevölkerung im Dritten

Reich spricht und wie man das Bewusstsein weckt, dass so etwas wie der Holocaust nie wieder passieren darf. „Es gibt immer weniger Zeitzeugen, die jüngeren Generationen berichten können, was sie in dieser Zeit erlebt haben“, sagt Kultusminister Ludwig Spaenle (CSU). „Es ist wichtig, dass wir uns rechtzeitig ein Konzept überlegen, wie wir die Erinnerung lebendig halten können.“ In diesem Punkt will Spaenle von Israel lernen und hat deshalb ein Abkommen mit dem israelischen Erziehungsminister und dem Direktor der Gedenkstätte Yad Vashem unterzeichnet. Schon im nächsten Jahr sollen verstärkt Lehrer zu Fortbildungen nach Yad Vashem geschickt werden. „Was sie hier lernen, soll möglichst schnell auch im Unterricht ankommen“, sagt Spaenle. Außerdem will der Kultusminister Partnerschaften zwischen bayerischen und israelischen Schulen fördern. Auch Klassenfahrten bayerischer Schüler nach Israel soll es in Zukunft öfter geben. „All diese Dinge finden bereits statt, aber nur sporadisch“, sagt Spaenles Büroleiter Herbert Püls. „Wir wollen damit in die Breite gehen und sie institutionalisieren.“ Auch die aktuelle Situation des Staates Israel mit all seinen Problemen soll im Geschichtsunterricht in Bayern künftig eine größere Rolle spielen, als das bisher der Fall ist.

Derzeit geht es im Geschichtsunterricht an bayerischen Schulen meist nur um die Zeit zwischen 1933 und 1945. Was danach und davor passiert ist, wird ganz kurz oder gar nicht behandelt. Anna Stocker ist aufgefallen, dass viele deutsche Schüler mit der vagen Vorstellung nach Yad Vashem kommen, die Juden wären

als Fremde von irgendwoher nach Deutschland gekommen und seien dann von dort vertrieben worden. „Den wenigsten ist klar, dass die Juden ein wichtiger Teil der deutschen Gesellschaft waren und sich auch als Deutsche fühlten“, sagt sie. In Yad Vashem gibt es viele Dokumente, die genau das deutlich machen und die man auch im Unterricht in Bayern verwenden könnte. Ein Beispiel ist ein Interview mit Hannah Arendt: „Man denkt heute oft, dass der Schock der deutschen Juden 1933 sich damit erklärt, dass Hitler die Macht ergriff. Was mich und Menschen meiner Generation betrifft, kann ich sagen, dass dies ein kurio-

ses Missverständnis ist“, sagte Arendt. „Das Problem, das persönliche Problem war nicht, was unsere Feinde taten, sondern was unsere Freunde taten. Was damals in der Welle von Gleichschaltung geschah, ... war vor allen Dingen ein plötzliches Verlassen. Es war als ob sich ein leerer Raum um einen bildete.“

Ein weiterer Aspekt, der im bayerischen Geschichtsunterricht eine eher untergeordnete Rolle spielt, ist das Leben in den jüdischen Ghettos. Viele deutsche Besucher hören in Yad Vashem zum ersten Mal, dass es dort einen Judenrat gab, der versuchte, das Leben irgendwie zu organisieren und der dann auf Befehl der Na-

zis die Deportationslisten zusammenstellen sollte. Der Leiter des Judenrats im Warschauer Ghetto beging in dieser Situation Selbstmord, der Leiter in Lodz hielt eine Rede, in der er die Herausgabe der Kinder forderte. Solche Dokumente dürften für künftige Generationen, die keine Möglichkeit mehr haben, mit Zeitzeugen zu sprechen, immer wichtiger werden, um zu begreifen, wie brutal die Realität damals tatsächlich war.

Der einzige Aspekt, bei dem es möglicherweise hilfreich ist, dass der zeitliche Abstand immer größer wird, ist vielleicht die Auseinandersetzung mit den Tätern. „Ältere Lehrer aus Deutschland, die an Seminaren in Yad Vashem teilnehmen, bekennen öfter, dass sie Angst davor haben, das Thema im Unterricht allzu intensiv zu behandeln“, sagt Stocker. Manche fürchteten sich vor Fragen der Schüler nach der Rolle der eigenen Familie in der NS-Zeit. Andere hätten Angst, vor der Klasse in Tränen auszubrechen. In Yad Vashem wird das Thema aus Rücksicht auf die Opfer sehr zurückhaltend behandelt. Informationen über Täter sind in schwarzen Kästen enthalten, die man geschlossen lassen kann. Wer einen davon öffnet, stößt zum Beispiel auf einen Brief von Karl Kretschmer, Obersturmführer in einer Einsatzgruppe, die in Babi Jar in der Nähe von Kiew innerhalb von zwei Tagen mehr als 33 000 Juden ermordet hat. „Liebe Mutti! Liebe Kinder!“, schreibt Kretschmer kurz nach dem Massaker. „Ich habe augenblicklich sehr viel zu tun ... Wenn nicht die dummen Gedanken über die Tätigkeit von uns hier im Lande wären, wäre der Einsatz hier für mich wunderschön ...“



In der Halle der Namen im Jerusalemer Holocaust-Museum Yad Vashem werden Fotos, Namen und persönliche Daten der Menschen gesammelt, die von den Nationalsozialisten ermordet wurden.
Foto: AP